

leben. Doch genug unsers Gespräches, das der Abt vielleicht gar nicht billigen würde. Aber wenn er mir einen Lehrling giebt, so muß er mir schon gestatten, daß er außer der Gartenarbeit noch manches andre lernt, damit eine gute Saat in seinem Herzen aufgeht.“

(Schluß folgt.)



Mommsen und Jagić über den Kampf der Deutsch-Oesterreicher.

Das österreichische Staatsleben befindet sich in einer schweren Krisis. Die Kämpfe der Parteien haben fast bis zum Bürgerkriege geführt, und noch ist die Frage ungelöst, ob eine Verständigung und ein dauernder Friede bei den im Kampfe entfesselten nationalen Leidenschaften möglich sein wird. Nur durch Gerechtigkeit und Mäßigung und durch Erfüllung der berechtigten und notwendigen Forderungen der Deutsch-Oesterreicher, als der Kulturträger der österreichischen Monarchie, wird weiteres Unheil verhütet werden.

Vielleicht sind die Äußerungen von zwei hervorragenden wissenschaftlichen Autoritäten über die noch schwebenden Streitfragen nicht ohne Nutzen für eine Beruhigung der noch tief erregten Gemüter.

Auf Anraten unsers allseitig hochverehrten Theodor Mommsen wandte sich die Redaktion dieser Zeitschrift an Herrn Professor Dr. Jagić in Wien, um in dieser nationalen Frage auch die Ansichten eines berühmten slavischen Gelehrten, welcher für deutsche Kultur und Bildung eine warme Verehrung hat, zu hören. — Das Weitere ist aus dem nachstehenden Briefwechsel ersichtlich.

Anfang Dezember 1897.

Die Redaktion der „Deutschen Revue“.

Professor Jagić an den Herausgeber der „Deutschen Revue“.

Wien, den 29. November 1897.

Sehr geehrter Herr!

Es ist ein schönes Zeichen des Vertrauens, das Professor Mommsen, mein einstiger Kollege in Berlin, in mich setzt, indem er Ihnen meinen Namen nennt. Leider traue ich mir selbst nicht den Mut zu, um diesen so unsäglich bedauerenswerten Streit im gegenwärtigen Augenblicke zur Sprache zu bringen. Ich hatte vor etwa drei Wochen ein Schreiben in dieser traurig berühmt gewordenen Angelegenheit an Professor Mommsen gerichtet, das er seinerzeit auch beantwortete, mit jener offenen Freundschaft meiner Person gegenüber, die mir wohl thut. Sollte es Professor Mommsen angenehm sein, jenen an ihn gerichteten Brief in Ihrer Revue zu veröffentlichen, so hätte ich nichts dagegen. Denn endlich

und schließlich habe ich zu dem dort Gesagten nichts hinzuzufügen. Ich wäre natürlich bereit, wenn es Professor Mommsen lieb wäre, auch sein Antwortschreiben an Sie zu schicken, damit es gleichzeitig zum Abdruck käme.

Sie werden schon in diesem Augenblicke, da ich diese Zeilen schreibe, selbst in Wiesbaden die Nachricht über die neue Wendung der Dinge bekommen haben. So sehr ich die unermessliche Güte und Milde unsers lieben Kaisers zu diesem Entschluß bewundere, ebenso befürchte ich, daß gerade die deutschen Parteien Oesterreichs die Gelegenheit versäumen werden, um jetzt den Slaven ein gerechtes Entgegenkommen zu zeigen. Denn wenn die fortschrittliche deutsche Partei jetzt noch eine Sustamentpolitik fortsetzt, so kommt es zu keinem Frieden; es werden nur die Rollen gewechselt.

Sie begreifen die schwierige Lage eines Professors, der Slave von Abkunft und Slave nach seinem Fach, dabei aber ein unbedingter Verehrer der deutschen Bildung ist, der er sein ganzes Thun und Treiben verdankt!

Aber — ich danke auch Ihnen für das freundliche Anerbieten, aber etwas anderes, als ich bereits in dem Schreiben an Professor Mommsen gesagt, vermag ich derzeit nicht zu schreiben.

Ihr

ganz erg.

Dr. Sagie.

*

Professor Sagie an Professor Mommsen.

Wien, den 6. November 1897.

Hochverehrter Herr Professor und Kollege!

Ich muß sehr bedauern, daß unsre parlamentarische Mißere auch Sie aus Ihrer Ruhe verscheucht und Ihnen Worte der Mißbilligung, um nicht zu sagen der Enttäuschung, entlockt hat. Allerdings könnte man beim Publikum und Anhörern der Scenen, die sich in unserm Parlament jetzt abspielen, an der Möglichkeit einer friedlichen Lösung der nationalen Gegensätze wirklich verzweifeln. Und doch darf man es nicht thun. Die Macht der Thatfachen wird sich früher oder später geltend machen und den Staatswagen in ein richtiges Geleise bringen. Ich sage absichtlich nicht: in das alte Geleise, denn ich fasse die Macht der Thatfachen anders auf, als Sie, hochverehrter Kollege, es thun. Ich muß nämlich mit jener Offenheit, die mir die Freundschaft und Verehrung zu Ihrer Person, Ihrem berühmten Namen und Ihrer Größe in der Wissenschaft einflößt, Ihrer Auffassung über die Aufgabe und Bestimmung Oesterreichs einen kleinen Vorwurf machen: sie ist ein Anachronismus. So, wie Sie sich noch jetzt Oesterreich vorstellen und es wünschen, das ist ein Bild der Vergangenheit, aber nicht der Gegenwart und noch weniger der Zukunft. Ich betone namentlich die Zukunft, weil ich nicht so pessimistisch bin, obwohl ich sonst immer zu einem mäßigen Pessimismus hinneige, um an der Zukunft Oesterreichs zu verzweifeln. Mein Oesterreich hat noch eine schöne, glänzende Zukunft vor sich. Nur darf man

sich nicht unter Oesterreich einen zentralisierten, einheitlich-deutschen Staat denken. Ein solcher wäre ja neben Deutschland ebenso eine Quelle von Verlegenheiten wie ein slavischer neben Rußland. Oesterreich in der Mitte zwischen diesen zwei großen Potenzen muß das werden, wozu es der geschichtliche, jetzt schon Jahrhunderte andauernde Prozeß der natürlichen Entwicklung der Dinge von selbst führt, nämlich ein aus verschiedenen, in ihrem nationalen Bewußtsein erwachten, in der Kultur gleichmäßig vorwärts strebenden Völkern, die nicht auf gegenseitige Bedrückung, sondern auf Unterstützung durch Verträglichkeit angewiesen sind, zusammengesetzter polyglotter Staat. Das ist das Programm der Zukunft Oesterreichs. An diesem wird auch jetzt gearbeitet, mag es immerhin wie eine Ironie klingen.

Ich bin der letzte, der die große Wichtigkeit des deutschen Kulturelementes verkennt. Ganz abgesehen von meinen persönlichen Gefühlen, die in der großen Hochschätzung der deutschen Nation gipfeln, mit deren hervorragenden Vertretern auf dem Gebiete der Wissenschaft mich die Bande der Freundschaft und der etwas wehmütigen Erinnerung an schöne, längst dahingeschwundene Jahre meiner Wirksamkeit in Berlin fetten, würde ich es als einen großen Nachteil für alle Slaven erachten, wenn diese, durch gewisse Erscheinungen bestimmt, aufhören sollten, in den Deutschen ihre nächsten und besten Lehrmeister zu erblicken. Nein, wir Slaven bedürfen noch auf lange Zeit der Unterweisung seitens unserer fortgeschritteneren Nachbarn. Allein, hochverehrter Herr Kollege, nun komme ich auf einen Punkt, wo ich mich nicht mehr mit Ihnen in voller Uebereinstimmung befinde. Sie sind entschieden zu wenig informiert über das geistige und kulturelle Leben der Slaven, Sie unterschätzen auch die Resultate, die der deutsche kulturelle Einfluß schon jetzt bei den Slaven, vor allem aber bei den Tschechen, erzielt hat. Unter andern Verhältnissen würde es vielleicht Ihnen selbst nicht unangenehm sein, zu erfahren, daß die augenblicklich nicht gerade einer großen Sympathie bei Ihnen sich erfreuenden Tschechen als gelehrige Schüler der Deutschen bereits einen so hohen Grad in der Entwicklung ihres eignen nationalen Lebens nach allen Richtungen erlangt haben, daß sie sich sehr verletzt fühlen, wenn man sie ungeachtet ihres erstaunlichen Fortschritts gegenüber den Deutschen als ein Prinzip der Barbarei hinstellt. Nein, verehrtester Herr Professor, dieser Vorwurf ist unverdient, er ist verzeihlich als Ausdruck einer mangelhaften Einsicht in die wirklichen Verhältnisse. Fragen Sie solche Männer wie Baron Chlumetz, wie Professor Suesß oder uns noch näher stehende Kollegen, wie Hofrat Gomperz: alle diese Herren werden Ihnen die Richtigkeit meiner Aussage bestätigen.

Freilich, numerisch und nach vielen jener Imponderabilien, die im politischen Leben eine so große Rolle zu spielen pflegen, können sich die Tschechen mit den Deutschen nicht messen. Das wäre vermessen von ihnen. Allein im engeren Kreise des von ihnen bewohnten Landes verdienen die Tschechen eine stärkere Berücksichtigung, als sie ihnen bis vor kurzem noch zu teil ward. Ich selbst aber halte die Art, wie die Sprachverordnung ins Leben kam, für eine unglücklich gewählte Form; nur der Geist derselben, nach welchem in Böhmen und Mähren

der Tscheche mit dem Deutschen in allen Rechten und Pflichten, also auch in der Behandlung seiner Sprache, gleich gestellt werden soll, ist richtig und gerecht und wird früher oder später zur Geltung kommen. Daß dabei der deutschen Sprache ein weiter Spielraum ihrer größeren, univ ersellern Bedeutung in Oesterreich verbleibt, das ist so selbstverständlich, daß ich kein Wort darüber zu verlieren brauche. Man sollte auch in Deutschland diese Dinge auseinanderhalten, so wie man zu Hause bei uns allmählich mit dem Gedanken sich wird befreunden müssen, daß ein Deutscher nicht schon durch die Geburt einen mit besondern Privilegien ausgestatteten Rechtstitel gewinnt. Einst war es so, wo die Bevorzugung in ungleichen Kulturverhältnissen ihren Grund hatte. Doch, Dank sei es der Kulturmission der Deutschen, zum Teil auch der Italiener, haben nun schon ihre Schüler das Reisezeugnis entweder bereits erlangt oder sind nahe daran, es zu erlangen. Es kommt jetzt darauf an, daß einerseits die reis gewordenen Schüler den pflichtschuldigen Dank den Lehrern gegenüber nicht ganz außer acht lassen, andererseits aber auch die einstigen Lehrer ihr Benehmen gegenüber den früheren Schülern etwas anders einrichten, etwas zuvorkommender, kollegialischer. Daran scheint es leider auf beiden Seiten zu fehlen. Daher das gegenseitige Mißvergüthen, das hoffentlich nicht lange andauern wird. Denn die beiden Volksstämme, Tschechen und Deutsche Böhmens, sind aneinander wirklich angewiesen. Wer das in Abrede zu stellen sucht, der belügt sich selbst und die andern.

Sie sind, hochverehrter Herr Kollege, über diese Verhältnisse nur einseitig unterrichtet. Daher thut Sie den Slaven — nicht bloß Tschechen — weh, ohne es zu wollen. Es ist eine Uebertreibung, wenn man Ihnen in Deutschland die Sachlage so darstellt, daß schon dadurch, daß der Staat innerhalb der Grenzen Böhmens und Mährens möglichst viele zweisprachige Beamte zur Verfügung haben will, die Deutschen tschechisiert werden. Eine so geringe Meinung sollen die Deutschen nicht von sich selbst haben. Ich könnte sogar noch weiter gehen und sagen, daß die Sprachverordnung, wenn sie nur geschickter in die Scene gesetzt worden wäre, sogar mehr Vorteile den Deutschen als den Tschechen zuführen würde. Bisher war die Bilignität in Böhmen fast ausschließlich auf Seiten der Tschechen. Kein Wunder, daß sie anstellungsfähiger waren; kein Wunder, daß vielfach Klagen über die Verdrängung der Deutschen laut wurden. Vor nicht langer Zeit hat diesen Gedanken Professor Suez den Deutschen zu Gemüte geführt.

Ich glaube also, man darf sich von den Verlegenheiten des Augenblicks nicht zu sehr imponieren lassen, namentlich wir Vertreter der Wissenschaften, wir viel geschmähten Professoren dürfen, solange es nur angeht, dem Idealismus huldigen und dem Einigenden im Leben der Völker vor dem Trennenden den Vorzug geben. Sie ein Deutscher, ich ein Slave — wir können uns schon freundschaftlich die Hand reichen, mag auch im österreichischen Parlament einstweilen noch der Lärm toben. Er wird austoben. Auch die wüsten Lärmseenen werden ihre Früchte bringen. Es wird der Beweis geliefert werden, daß in

Oesterreich weder gegen die Deutschen noch gegen die Slaven regiert werden kann. Was speziell die letzteren betrifft, so gestatten Sie mir als einem Kenner slavischer Zustände und des slavischen Volkscharakters es herauszusagen, daß die Slaven in ihrer Passivität Erstaunliches zu leisten im stande sind, daß sie selbst augenblickliche Mißerfolge nicht mutlos machen, daß sie ruhig auf bessere Zeiten, die kommen werden, warten können.

Ich schreibe Ihnen, hochgeehrter Herr Professor, diese lange Epistel als den Ausdruck meiner größten Hochachtung und des herzlichsten Glückwunsches zum bevorstehenden achtzigsten Lebensjahr. Möge Ihre Frische des Geistes, gepaart mit körperlicher Mäßigkeit noch lange, lange anhalten!

Ihr

in alter Treue ergebener
B. Jagić.

*

Professor Mommjen an Professor Jagić.

Charlottenburg, den 8. November 1897.

Hochverehrter Kollege!

Unter dem vielen leeren Klatschen und Pfeifen, das man vor der Öffentlichkeit mit einmal hinnehmen muß, ist mir Ihr Brief nicht bloß eine liebe Erinnerung gewesen an alte gute Gemeinschaft, sondern auch ein Beweis inneren Verständnisses bei allem oder, lassen Sie mich sagen: durch allen Einspruch Ihrerseits gegen meine Auffassung der dortigen Verhältnisse.

Genau so, wie Sie es bezeichnen, habe ich mir stets die Zukunft Oesterreichs gedacht, wenn es eine hat, als eines polyglotten Staates, wie oft dabei an die Schweiz gedacht und auf die Schweiz hingewiesen als Dokument staatlicher Einigung bei sprachlicher und selbst nationaler Scheidung. Daß eine Germanisierung Oesterreichs möglich gewesen wäre, wenn die Habsburger zur Zeit der Gegenreformation den entgegengesetzten Weg eingeschlagen hätten, ist ebenso gewiß, wie daß sie schon damals endgültig aufgegeben ward. Jetzt giebt es wohl bei uns keinen so chauvinistischen Germanen, daß er an solche Utopien denkt, und ich bin, das wissen Sie, niemals Chauvin gewesen.

Daß auch bei jenem Ziel eine gewisse Einigung bleiben muß, fordern die Verhältnisse des Großstaates. Diesen allgemeinen Kitt kann nur das Deutschtum hergeben, die nationale Eigenart jeder Landschaft damit vollständig bestehen.

Hoffen ist schwer — auf Einhalten der Regierung? oder auf Maßhalten der Parteien? Man könnte wohl sagen: was ist unmöglicher? Ich beneide Sie sehr um Ihren moderierten Pessimismus.

Aber daß mir Ihr Brief unter vielen schweren Stunden — bei uns sieht es auch nicht gut aus — eine gute gebracht hat, das will ich nicht vergessen und will es Ihnen danken.

Ihr

Th. Mommjen.

